

ANNEGRET HEITMANN

„[A]lles öde und kahl, und somit echt isländisch“

Ein Reisebericht aus dem Jahr 1846
oder die Anfänge des Island-Tourismus

ABSTRACT Der Artikel stellt einen Reisebericht der Österreicherin Ida Pfeiffer in den Mittelpunkt, die im Jahr 1845 Island besuchte. Da Tourismus als ein Phänomen und Charakteristikum der Moderne gilt, lädt Pfeiffers Islandreise zu Fragen bezüglich der Anfänge touristischen und einer möglichen Authentizität frühmodernen Reisens ein. Der Authentizitätsbegriff, der heute oft im Zentrum neuer Tourismusforschung steht, stellt einen Einfallswinkel für die Analyse dar. Während die Autorin selbst die Ursprünglichkeit des Landes und die Echtheit ihres Erlebens hervorhebt, wird deutlich, dass sie eben diese Authentizität durch bestimmte Inszenierungsverfahren hervorbringt. So ist es nicht erstaunlich, dass – wie eine zeitgenössische Karikatur belegt – die Autorin schon in der Mitte des 19. Jh. in einen Tourismusdiskurs eingeschrieben wird.

KEYWORDS Tourismus, Reiseliteratur, Islandreisen, Island im 19. Jh., Ida Pfeiffer, Authentizität, Weiblichkeit

Heute ist Island ein Reiseland, das insbesondere Wanderer, Rucksack- und Abenteuer touristen anzieht. Die weite Landschaft, Lavawüsten, Geysire und Vulkane verheißen Ruhe, Einsamkeit und Erlebnisse von Authentizität und Ursprünglichkeit. Diese touristische Sehnsucht geht mit einem Kolonialisierungsgestus und mit dem Widerspruch einher, die Alterität und ‚Ursprünglichkeit‘ entlegener Gebiete gleichzeitig zu verherrlichen, zu vermarkten und letztlich zu ihrer Zerstörung beizu-

tragen. Damit ist die dem Tourismus inhärente Ambivalenz aufgerufen, die ihn seit seinen Anfängen prägt und die den „homo touristicus“ (Spode 1999: 112) zu einem typischen Vertreter der modernen Gesellschaft macht und ihn vom transhistorisch nachweisbaren Reisenden unterscheidet. Während die Reise der vormodernen Zeit sich durch ein Vorhaben und einen Zweck (Pilgerfahrt, Handel, Bildung) auszeichnet, gilt der Tourismus als vorübergehender, interesseloser Ortswechsel zum Zwecke individueller Erbauung, wie ihn erst die moderne Zeit seit der Industrialisierung kennt. In seiner „Theorie des Tourismus“ stellte Hans Magnus Enzensberger als wichtigsten Determinanden für das Aufkommen des Phänomens das Vorhandensein und die Kapazität von neuen, schnelleren und flexibleren Verkehrsmitteln dar; Tourismus ist also verkehrstechnisch bedingt und geht schon insofern mit Modernität, Fortschritt, Tempo und Zielgerichtetheit einher (Enzensberger 1964: 189). Diese Faktoren schufen aber nicht nur die Möglichkeit, sondern auch das Bedürfnis zur Reise, denn die Industrialisierung selbst brachte die Lebensverhältnisse hervor, die eine „Flucht aus der selbstgeschaffenen Realität“ (Enzensberger 1964: 191) geradezu herausforderten und im Laufe von sehr kurzer Zeit eine Massenbewegung hervorriefen.

Auf diese Weise schlägt das Streben nach Authentizität, Erleben und Erholung, das der Tourist zu verwirklichen sucht, zwangsläufig in sein Gegenteil um: Der beabsichtigte Ausstieg aus der Zeit wird durch Fahrpläne normiert und die Suche nach Freiheit und Abenteuer wird durch den massenhaften Ansturm auf die Reiseziele konterkariert. Das Authentizitätsstreben geht also mit einer Erfahrung von Vergeblichkeit einher. Es ist daher nicht verwunderlich, dass man den Touristen meist pejorativ bewertet hat, ihm symbolisches Kapital aberkannt und Oberflächlichkeit, unangemessene Hast und Streben nach Scheinwerten zugesprochen hat (Hachtmann 2007: 13; Culler 1988: 153). Touristen sind immer nur die anderen, da jeder von ihnen seine eigene Teilhabe an dem Massenphänomen zu verdrängen bemüht ist. Hinzu kommt eine ebenfalls meist negativ bewertete Tendenz zur Mittelbarkeit des Erlebens: Denn sobald ein Ort entdeckt und als Reiseziel und als sehenswert markiert ist, wird er zum Zeichen seiner selbst, seine Besucher werden zu Nachfahren (Culler 1988: 155). Der touristischen Erfahrung liegt also eine Nachträglichkeit, eine Vermittlung durch Karten, Führer und diverse andere Medien zugrunde, die den Blick prägen (Urry 1990). Obwohl durch die Suche nach Ausstieg, Neubeginn und Ursprüngen motiviert, scheint der Tourismus sein eigenes Ende von Beginn an zu enthalten, die implizierte Teleologie mündet unmittelbar in Niedergang.

Da das beschriebene und oft abschätzig behandelte Phänomen aber nicht nur unausweichlich, sondern allgegenwärtig ist, vor allem aber weil die ihm inhärenten Paradoxa historisch und kulturell aussagekräftig sind,

bemüht sich die aktuelle Tourismusforschung um eine Neubestimmung des zentralen Authentizitätsbegriffs (Knudsen & Waade 2010). Statt den Wettstreit um Echtheit, Originalität und unberührte Landschaften zu verurteilen, arbeitet man heute an einer Historisierung, Differenzierung und Erweiterung des Konzepts und seines weitreichenden Verständnisses: „The discussion of authenticity has had epistemological as well as ontological aims“ (Knudsen & Waade 2010: 10). In der heutigen Postmoderne kann man sogar mit einer „performative authenticity“ rechnen, die Tourismus als Handlung begreift und selbstkritisch und selbstreflexiv mit dem eigenen touristischen Erleben umgeht (Knudsen & Waade 2010: 12–13). Es stellt sich aber auch die Frage, ob diese als Meta- oder Endzeitphänomen betrachtete Erscheinung überhaupt jemals einen „reinen“ Anfang gehabt hat, ob es in Bezug auf interesselose Reisetätigkeit untouristische Authentizität oder ob es unschuldigen Tourismus geben konnte.

Aufschluss geben könnte eine Islandreise, die im Jahre 1845 durchgeführt wurde. Die Mitte des 19. Jahrhunderts stellt eine Schwellenzeit dar, in der der Tourismus in seinem Ursprungsland England bereits massenhafte Züge anzunehmen beginnt, auf Island aber noch keinerlei touristische Infrastruktur vorhanden war und die angestrebte Ursprünglichkeit, das heißt die sogenannte „object-related authenticity“ (Knudsen & Waade 2010: 10), die Authentizität und Echtheit des Reiseobjekts, zwangsläufig vorlag. Eine solche Reise erscheint geeignet, um an den Anfang zurückzugehen, um zu untersuchen, ob und wie grundlegend sich der „tourist“ vom „traveller“ unterscheidet, ob es sich um einen elementaren sozialen wie medialen Umbruch handelt oder ob die Landnahmebewegung des Tourismus auch unabhängig von Eisenbahnen und Pauschalreisen nachweisbar ist. Dabei geht es in erster Linie um „subjective“ oder „existential authenticity“ (Knudsen & Waade 2010: 11), das heißt die Frage nach dem Erleben des Reisenden, die eine besondere Note dadurch erhält, dass es sich im vorliegenden Fall um eine reisende Frau handelt, die ihre Nordlandfahrt in einem 1846 erschienenen Buch dokumentierte.¹

Ida Pfeiffers Reise als „Anomalie“

Als die Wienerin Ida Pfeiffer 1845 zu ihrer Reise nach Island aufbrach, war das ein außergewöhnliches Unterfangen, nicht nur die Exotik ihres Reiseziels betreffend, sondern auch den Mut, diese Reise als alleinstehende Frau zu unternehmen. In diesem Sinne ist Pfeiffers Islandreise auch als „Anomalie“ rezipiert worden, sei es ablehnend (von einigen Zeitgenossen) oder anerkennend (von feministisch orientierter Forschung; Mouchard 1990): Ihr Bericht über die Nordlandfahrt sei die Schilderung einer außergewöhnlich

mutigen Frau, der nur knapp bemessene finanzielle Mittel zur Verfügung standen und die, auf sich allein gestellt, den schier unerträglichen Strapazen und Gefahren einer Expedition in von der Zivilisation unberührte Gegenden schutzlos ausgesetzt war, zumal sie „in dem Bewußtsein [reiste], als Frau unwiderruflich mit den Konventionen gebrochen zu haben“ (Pelz 1993: 227).

Der Konventionsbruch betraf nicht nur die Islandreise, wie die biographisch ausgerichtete Frauenforschung ermitteln konnte, die ihrem ungewöhnlichen Lebenslauf einige Aufmerksamkeit gewidmet hat (Habinger 1997).² Von ihrer Reisetätigkeit, die sie im Alter von 45 Jahren nach dem Tod ihres Mannes begann, als ihre beiden Söhne erwachsen und selbständig waren, hat in erster Linie die Exotik der beiden Weltreisen sowie der damals Europäern nahezu unbekanntem Insel Madagaskar Interesse gefunden.³ In jüngerer Zeit sind die Werke Pfeiffers im Kontext feministischer oder gender-theoretisch orientierter Forschung als geschlechtsspezifische Repräsentationsform gelesen worden (Zienteck 1988). Während erste Arbeiten über Reiseliteratur von Frauen zunächst das Außergewöhnliche, Nicht-Beachtete und die Abweichung von den männlich geprägten Normen der Gattung betonten, ergab die sukzessive Aufarbeitung des Textfeldes nicht nur die Erkenntnis der Diversität dieser Texte (Bassnett 2002: 227), sondern auch eine kaum erwartete, relativ große Zahl an Reise- und Landesbeschreibungen von Frauen.⁴ Die Mitte des 19. Jahrhunderts, in die Pfeiffers Expedition im Jahre 1845 fällt, hat man sogar als das „goldene Zeitalter des Reisens und der Reiseliteratur von Frauen“ (Pelz 1993: 209) bezeichnet.

Die Vielzahl der Einzelnen lässt bestimmte Verallgemeinerungen über Frauenreisen zu und relativiert in gewissem Maße den Ausnahmecharakter. Pfeiffer war auch bei weitem nicht die Erste und Einzige, die sich nach Island aufmachte. Wenn auch Komfort, Tempo und Reisemittel einer Islandreise vor 150 Jahren dem heute gesuchten Abenteuer-Charakter zwangsläufig entsprachen, wurde die Vulkaninsel im Nordatlantik ab der Mitte des 18. Jahrhunderts zunächst von vereinzelt, ab dem 19. Jahrhundert dann von immer mehr meist in Gruppen organisierten Reisenden erkundet: „Soon, first-hand descriptions of travels in Iceland became the backbone of descriptions of the country“ (Sumarliði Ísleifsson 1996: 230). Neben Ida Pfeiffers Buch gehörten zu dieser Textgruppe u. a. die Reiseberichte von Johann Anderson (1747), Eggert Olassen (1775), Henry Holland (1810), George Stewart Mackenzie (1810), Ebenezer Henderson (1819) und Lord Dufferin (1857). Es stellt sich daher die Frage, wie und ob Pfeiffer sich zu ihren Vorgängern und Reisetraditionen sowie -motivationen verhält, ob die Authentizität des Erlebens durch Vorfahrer beeinflusst wird.

Ida Pfeiffers Island

Über ihr Vorhaben gibt die Autorin selbst klare Auskünfte. Nach einer religiös legitimierten Reise in das Heilige Land und den Nahen Osten will sie nun eine entlegene und als ungastlich und stürmisch bekannte Atlantikinsel besuchen. Mögliche Kritik an ihrem erneuten Aufbruch aus ihrer Wiener Heimat und an der Wahl des Reiselandes nimmt sie in einer Vorrede vorweg: „Abermals eine Reise, und noch dazu in Gegenden, die jedermann eher flieht als aufsucht. Es scheint diese Frau macht solche Reisen nur, um Aufsehen zu erregen“ (Pfeiffer 1999: 15). Diesem Vorwurf hält sie entgegen, dass es sie dränge, Island kennenzulernen, weil sie sich in der dort zu erwartenden „Anschauung erhabener Naturszenen [... ihrem] Schöpfer so nahe gebracht [fühle], daß [...] keine Mühe zu groß“ sei (16). Um nicht durch dieses Vorhaben in die Nähe von romantischen „Schwärmern“ gerückt zu werden, grenzt sie sich gleich zu Beginn des Textes von „empfindsame[n] Beobachter[n]“ (23) ab. Ihr geht es um die wahrheitsgetreue Wiedergabe des Erlebten, und so schätzt ihr Publikum sie denn auch wegen ihrer Ehrlichkeit und Nüchternheit (Habinger 1997: 46). „Ich schildere alles, wie ich es finde, wie es meinen Augen erschien, ungeschmückt, aber wahr“ (Pfeiffer 1995: 28) erklärt sie programmatisch in ihrem ersten Bericht über das Heilige Land. Und in dem Islandbuch distanziert sie sich von Reiseberichten, die bereits vorhandene nur wiederholen und sich so stark an den Eindrücken des Gelesenen orientieren, dass sie „in ihrer erhitzten Fantasie selbst Sachen zu sehen, zu hören und zu empfinden sich einbilden, die gar nicht vorhanden sind“ (140). Aufs Schärfste verurteilt sie „dergleichen Lügen und Prahlereien“ (140) und will sich stattdessen nur der Wahrheit ihrer eigenen Anschauung widmen. Damit wird dem tourismus-typischen Erleben nach Anleitung eines Reiseführers eine deutliche Absage erteilt.

So ist sie denn in ihrem Bericht dem in der klassischen Epistème vorherrschenden Paradigma der Sichtbarkeit verpflichtet (Foucault 1995), sie beschreibt Wetter und Wolken, Flüsse und Felsen, Gesteinsarten und Aussichten, Hütten und Häuser, Interieurs und Kleidungsstücke, Ess- und Trinkwaren. Besonders ausführlich werden die „Merkwürdigkeiten“ der isländischen Natur, die Lava, Geysire, Schwefelquellen und der Aufstieg auf die Hekla dargestellt. Die Repräsentation des Sichtbaren fällt in den Kontext der eurozentrischen Systematisierung der Natur, für die Linnés Klassifizierungsprojekt sinnbildend wurde (Pratt 1992: 24–30). Reiseberichte der Aufklärungszeit stehen ganz im Zeichen der wissenschaftlichen Erfassung der dem Auge zugänglichen Welt, die Hinzufügung von Pflanzen- oder Naturaliensammlungen als augenfällige Ergänzung der Erlebnisse stellt einen typischen Zug dieser Reiseberichte dar. Diesen Gattungsvorgaben entspre-

chend fügt auch Pfeiffer eine Liste über auf Island gesammelte Pflanzen und Insekten ihrem Bericht als Anhang bei (270–275), gibt sehr exakte Entfernungs- und Zeitangaben und fügt ein Dokument an „aus welchem man die Besoldung der königlich dänischen Beamten, sowie auch verschiedene andere Taxen und Gebühren ersehen kann“ (266). Wenngleich die Autorin in diesem Punkt bemüht ist, sich als Entdeckungsreisende darzustellen, weist der Eklektizismus ihrer Dokumente eher auf ein touristisches Interesse hin und erinnert weniger an ein wissenschaftliches Unternehmen als vielmehr an Auflistungen in Reisehandbüchern.

Trotz des gelehrten Anspruchs unterliegt die Annäherung an das fremde Land einer Beschränkung, die im Falle Islands besonders deutlich wird. Denn noch heute kann ein isländischer Bauer oder Lastwagenfahrer bei dem Gang durch seine heimatliche Landschaft ihre historische Bedeutung erklären. Das an der Oberfläche karge Land birgt eine Historizität in sich, die dem lediglich schauenden Besucher verborgen bleiben muss. Doch kein einziges Mal wird die Sagaliteratur in Pfeiffers Bericht erwähnt, nie werden Orte mit Geschichte und Geschichten verbunden. Ganz vereinzelt und in sehr knapper Form werden historische oder literarische Ereignisse anzitiert, da aber Kontexte oder Erklärungen fehlen, müssen dem unkundigen Leser die Andeutungen unklar bleiben.⁵ Diese Informationsarmut ist insofern erstaunlich, als der Ida Pfeiffer bekannte Reisebericht des Schotten George Steuart Mackenzie, den sie in ihrem Text auch zitiert, ausführliche Kapitel über die Geschichte des Landes seit der Landnahme enthält. Er zitiert Saxo und bezieht sich in seinen Ausführungen auf eine Vielzahl von Sagas, berichtet über die Christianisierung und umfassend auch über die Institution des Thing. Seine Darstellung geht so weit ins Detail, dass er sogar formale Kennzeichen der literarischen Werke erklärt (Versmaß, Kenningar u.ä.), und er lobt in deutlichen Worten den „außerordentlichen“ Charakter der altisländischen Literatur, das rege Geistesleben und die „vortrefflichen Männer“ des alten Island (Mackenzie 1815: 14–48).⁶

Der programmatisch vertretene unvoreingenommene Blick, der auf Informationen aus Vorgängertexten verzichtet, um authentisches Erleben zu ermöglichen, birgt ein Defizit nicht nur in Bezug auf die isländische Vorzeit. Das mangelnde historische Verständnis lässt die Autorin offenbar völlig vergessen, in welcher politischen Situation die Insel sich befindet. Auch das hatte sie bei Mackenzie nachlesen können; so schreibt er zum Beispiel, dass die Isländer durch die Kolonisation durch Dänemark „viel von ihrem Geist verloren“ (66) hätten und dass „Talente und Literatur der Isländer beinahe bis zum Verschwinden unterdrückt“ (70) worden seien. Neben Naturkatastrophen und Krankheiten wie Pocken- und Pestepidemien hatte vor allem die Ausbeutung durch dänische Händler die von Pfeiffer beobachtete

verheerende Armut des Landes bedingt. Sie schreibt von „ärmlich[en] und besonders unrein[en]“ Hütten, von der fehlenden Hygiene der Menschen, ihrer kärglichen Nahrung und Trägheit:

Tritt man in eine solche Kate, so weiß man wirklich nicht, was schrecklicher ist, im Vorraume der erstickende Rauch oder in der Wohnstube die durch die Ausdünstung und Unreinlichkeit so vieler Menschen verpestete Luft. Ich möchte auch beinahe behaupten, daß der in Island herrschende schreckliche Ausschlag, Lepra genannt, mehr eine Folge der beispiellosen Unreinlichkeit, als des Klimas und der Nahrung ist (58).

Gegenüber dem erklärten Realismus fällt die starke Wertung des Beobachteten auf, vor allem die angebliche Faulheit und Falschheit der einheimischen Bevölkerung ziehen immer wieder die Kritik der Autorin auf sich: „Ich muß gestehen, daß ich den Charakter des Isländers bei jeder Gelegenheit tief unter meiner Erwartung fand, und noch tiefer unter den Schilderungen, die ich in Büchern gelesen hatte“ (81). Der Kontakt zu diesen so negativ beurteilten Menschen beschränkt sich allerdings in erster Linie wiederum nur auf die Anschauung, denn verständigen kann sich Pfeiffer mit den Einheimischen nicht. Sie hat für die Reise etwas Dänisch gelernt,⁷ scheint sich aber kaum bewusst zu sein, dass es sich dabei nur um die Sprache der hauptsächlich in Reykjavík ansässigen Kolonialherren handelt. Isländisch bezeichnet sie als „Kauderwelsch“ (131), wenn sie in den privaten Bibliotheken der Bauern Bücher in isländischer Sprache findet, legt sie sie desinteressiert aus der Hand (85 oder 145). Keinen ihrer einheimischen Führer durch das Land befindet sie für Wert, mit seinem Namen eingeführt zu werden,⁸ stets beschwert sie sich über deren Langsamkeit, Unzufriedenheit, Unreinlichkeit und Geldgier (58, 67, 71, 81, 88, 112, 141, 167). Nie bringt sie diese Eigenschaft mit der politischen Entmündigung und der kolonialen Unterdrückung zusammen, die in der großen Armut resultierten, die die beobachteten Eigenschaften mancher Isländer vielleicht begründen könnte.

Während Pfeiffer in ihrer Heimat selbst Unterordnung und unverschuldete Armut erleben musste,⁹ identifiziert sie sich in der Fremde nicht etwa mit der entrechteten Bevölkerung, sondern übernimmt die in der Gattung vorherrschende Perspektive der Privilegierten. In dieser Beziehung bietet sie ein frühes Beispiel des sich überlegen fühlenden westlichen Touristen, der die Fremde seinem euro- und ego-zentrischen Blick unterwirft und aus der Betonung der ‚Andersheit der Anderen‘ seine eigene Superiorität ableitet.¹⁰ Das Streben nach unvoreingenommenem, authentischem Erleben kann also auch eine Beschränkung der Erkenntnismöglichkeiten bedeuten.

Ida Pfeiffers Selbstinszenierung

Das Bekenntnis zum ‚prosaischen‘ Blick (163) lässt das Subjekt des Erzählens nicht als Repräsentation der Innerlichkeit hervortreten, wie es die neue Form des ästhetisierten Reiseberichts ab dem 19. Jahrhundert kennzeichnet (Brenner 1989: 35). Doch es gibt einige Passagen, an denen die Autorin die außergewöhnliche Schönheit des Landes beschreibt und „erhabene [...] Naturszenen“ (16) in der vulkanischen Landschaft ausmacht. Die beiden herausragenden Gelegenheiten, bei denen sie sich ergriffen zeigt, ergeben sich an den Zielpunkten zweier Expeditionen: am großen Geysir und auf der Spitze der Hekla. Beide Höhepunkte schildert sie im Zeichen des Unsagbarkeitstopos des Erhabenen. Die Strahlen der Geysirexplosion sind „unbeschreiblich“, für die damit verbundenen Töne „weiß [sie] wirklich keine Worte zu finden“ (136). Ebenso geht es ihr, als sie nach anstrengendem Anstieg den Gipfel der Hekla erreicht: „Solch ein Bild, wie ich es hier sah, meinen Lesern zu versinnlichen [...], ist leider meine Feder viel zu schwach.“ (153). Die Autorin ruft hier die rhetorische Tradition des Erhabenen auf, die eine Natur zu beschreiben versucht, die Bewunderung und Schrecken gleichermaßen hervorruft und angesichts des überwältigenden Eindrucks Sprachlosigkeit hervorbringt: „Am ergreifendsten aber ist die Stille, die Einsamkeit, da hört man keinen Laut, da sieht man kein lebendes Wesen. Alles ist tot“ (110). Auf dem Höhepunkt der gesamten Reise, bei Erreichen des Hekla-Gipfels, sieht sie Szenen der Vernichtung: „ein unermeßliches Chaos“ (152), „gräßlichste Schluchten, Höhlen, Ströme, Täler, Berge“, „das Bild einer erstarrten Schöpfung, tot und regungslos“ (153), dessen Furchtbarkeit sie „für alle ausgestandenen Beschwerden und Gefahren reichlich entschädigt“ (153).

Im Zentrum des Strebens stehen also das Eingeständnis von Sprachlosigkeit und die Erkenntnis der Leere und des Todes, nicht als ein versöhnliches Bild, sondern als ein Schaudern, womit sie sich in die von Edmund Burke begründete Tradition des Erhabenen als Schreckens- und Ehrfurchts-erlebnis einschreibt (Burke [1757] 1990). Dieser Eindruck kulminiert in der Gleichsetzung der Insel mit dem Tod: „Auf der ganzen Umgebung, auf Tal und Bergen lastete Totenstille; alles war ausgestorben, alles öde und kahl, und somit echt isländisch“ (118). Ida Pfeiffer erlebt die Insel im Nordatlantik als Gegenort, der durch seine Alterität besticht und somit der Besucherin die eigene Lebendigkeit – trotz oder gerade wegen der Schlafunterkünfte in Kirchen „in der Nähe meiner lieben verstorbenen Isländer“ (111) – vor Augen führt. Umgeben von „einer toten, erstarrten Natur“ (123) spürt sie in der asketischen Entsagung die eigene Energie: „wir waren die einzigen lebendigen Wesen, die diese wahrhaft greuliche Gegend durchzogen“ (124).

Damit übernimmt sie eine Strategie der Selbstvergewisserung, die mit einer strikten Dichotomisierung von Tod und Leben, von Objekt und Subjekt operiert und sowohl die objektbezogene als auch subjektive Authentizität steigert. Einerseits erhöht sie mit dieser Gegenüberstellung die Intensität des Erlebens, am Anfang des Tourismus steht sozusagen bereits seine Erfüllung. Andererseits kann sie auch an diesem Höhepunkt authentischen Erlebens Konventionen der sprachlichen Repräsentation und bestimmte Beschreibungstraditionen nicht verhehlen.

Indem sich die Autorin auf diese deutliche Weise von der bereisten Umgebung absetzt, kann sie auch ihre Abenteuer als Auseinandersetzung mit der feindlichen Umwelt entwerfen. Trotz der Passagen in der Tradition des Erhabenen stellt sich Pfeiffers Islandbericht am ehesten wie das schon im 18. Jahrhundert populäre Genre der „survival literature“ (Pratt 1992: 20) dar. Den größten Eindruck bei der Lektüre hinterlässt die Fülle an Gefahren und Unannehmlichkeiten, denen sich die Autorin auf ihrer Reise ausgesetzt sieht. Sie tritt als unerschrocken, zäh und kämpferisch hervor, indem sie fürchterlichen Stürmen (96) und „gefährlichen Abgründen“ (59) trotzt und sich „den schrecklichsten Entbehrungen und Mühen“ (79) unterzieht. Sie muss „die anstrengendsten Ritte“ (79) überstehen, die Wege sind „im höchsten Grade beschwerlich“ (100), die „furchtbare [...] Gewalt umherliegender Felsentrümmer“ (103) bringt sie in Gefahr. Hinzu kommt der primitive Charakter der Unterkünfte, die man ihr gewährt, die wiederholt mit Worten wie „ekelhaft“, „furchtbar“, voll von „üblen Gerüchen [...] Schmutz [und einem] Überfluß an Ungeziefer“ (111) charakterisiert werden. Nicht viel besser steht es mit dem Essen, das entweder „frugal“ nur aus „ein[em] Stückchen Brot und etwas Käse“ (92) besteht oder ihr „durchaus nicht [mundet]“ (74). Wegen ihrer knappen finanziellen Ressourcen reist Ida Pfeiffer nicht mit einem Zelt und eigener Kochausrüstung wie andere Expeditionen, sie bewegt sich – das ist allerdings anders in der Landschaft auch nicht möglich – zu Pferd vorwärts und übernachtet meist in Kirchen, die man ihr zur Verfügung stellt. In ihrer Optik tritt die Reise als Leidensgeschichte hervor, zu deren Beschreibung krasse Adjektive und Adverbien, bevorzugt in superlativischer und komparativischer Form, eingesetzt werden: Alles ist „gräßlich“, „schrecklich“, „höchst einförmig“, „noch viel gefährlicher“, „verwüstet“, „furchtbar“, „eklig“, „grausig“, „öde und kahl“ (passim); „ach, es war wirklich furchtbar!“ (122) und „Es kann nicht leicht etwas Beschwerlicheres geben“ (119). Die objektbezogene Authentizität wird dabei eindrucksvoll herausgestellt, die Ursprünglichkeit des Landes geht so weit, dass die Reise zu einer einzigen Strapaze wird: „Acht bis zehn Tage lebte ich oft nur von Käse und Brot und die Nächte brachte ich meist auf Kisten oder Bänken zu, wo ich oft vor Kälte kein Auge schließen konnte“ (79).

Vergleicht man ihren Bericht mit zeitgenössischen Islanddarstellungen, so wird deutlich, dass der Realismus in eine Selbstinszenierung übergegangen ist, die nicht unbedingt repräsentativ ist. Mackenzie notiert über mehrere Monate hinweg die Wetterlage, und es gibt durchaus Tage, für die „Stille“, „Heiter“ oder „Ein wenig Wolken“ verzeichnet wird, während Pfeiffer den Eindruck von dauernden Stürmen, Regenfällen und Kälte erweckt. Das Essen, das ihm in Island serviert wird, bewertet Mackenzie als sehr wohlschmeckend, er erwähnt ein Menu aus gekochtem Lachs, gebackenem Hammelfleisch, Erdäpfeln und Sago mit Rahm als Nachtisch (Mackenzie 1815: 182). Außerdem lobt er Kuchen, Roggenbrot und gekochten Sauerampfer, die ihm in isländischen Familien serviert werden (Mackenzie 1815: 195). Auch die Übernachtungsmöglichkeiten in den örtlichen Kirchen hat er im Gegensatz zu Pfeiffer als angenehm empfunden: „In der Kirche von Saurbar schliefen wir sehr behaglich“ (Mackenzie 1815: 180). Und er schätzt insgesamt die Gastfreundschaft, über deren Verwehrung Ida Pfeiffer mehrfach klagt (167), hoch ein: „Die Gesetze der Gastfreundschaft beobachten sie vorzüglich genau. Wenn sie wenig geben, so ist es weil sie wenig zu geben haben“ (Mackenzie 1815: 336).

Pfeiffer scheint also Strapazen und Gefahren zumindest so zu betonen, dass demgegenüber ihre Fähigkeiten, sie zu ertragen, deutlich hervortreten. Sie inszeniert sich angesichts der ihr durchgehend feindlich gegenüberstehenden Umwelt als Heldin, die die überkommene geschlechtliche Semantisierung des Reisens unterläuft. Denn die Eroberung des Raums, die Mobilität der Erfahrung, die den westeuropäischen Reisebericht trägt, ist traditionell männlich konnotiert.¹¹ Wenn Pfeiffers Selbstdarstellung mit solch gängigen Imaginationen von weiblicher Passivität bricht, leistet sie einen Beitrag zum ‚ungendering‘ ‚of the heroic risk-taking traveller“ (Bassnett 2002: 225) oder des Abenteuertouristen als notwendigerweise männlich. Die Dokumentation ihrer Leistungen und ihrer Fähigkeiten überschreitet die zeitüblichen Begrenzungen des weiblichen Subjekts. Doch resultiert aus dieser Überschreitung eine grundlegende Infragestellung der Geschlechterdifferenz?

Ida Pfeiffers Weiblichkeit

Die zwei offensichtlichen, sich logisch ergebenden Möglichkeiten, die aus der textuellen Hinterfragung der Geschlechterdichotomie folgen könnten, werden explizit ausgeschlossen. Zum einen wäre es denkbar, dass die Autorin, die mit ihren Islanderfahrungen ihren Mut und ihre Entschlossenheit unter Beweis stellt, sich dem ‚starken‘ Geschlecht ebenbürtig fühlt und in Entsprechung zu männlichen Identitätsmustern entwirft. Das Reisedasein

außerhalb des angestammten sozialen Kontexts wäre eine ideale Voraussetzung für eine derartige Transgression. Bei manchen Isländern ruft diese merkwürdige Frau durchaus Vorstellungen von Männlichkeit hervor, sie trauten ihr „eine Menge Kenntnisse [... zu], die sonst nur den Männern eigen sind“ (122). Zum anderen wäre die Überschreitung beider vorgegebener Geschlechtsidentitäten hin zu einer Zwischenposition, einer Transzendierung der dichotomen Normen denkbar, die einer Witwe, die ihr Leben und ihre Verpflichtungen als Ehefrau und Mutter hinter sich gebracht hat, eine durchaus akzeptable Alternative bieten könnte.

Ida Pfeiffer aber beharrt auf ihrer Weiblichkeit, wie andere reisende Frauen des 19. Jahrhunderts hält sie fest an einem „high ideal of womanhood“ (Middleton 1965: 9). „Wäre ich ein Mann, ich würde ganz anders sein“ (19), hält sie gleich einleitend fest, „so aber, als Frau schweige ich“ (19). Sie spricht von ihrem „zarte[n] Geschlecht“ (43) und reist – im Gegensatz zu manchen ihrer Geschlechtsgenossinnen (Pelz 1988: 145) – in ihrer traditionellen Frauenkleidung, wiewohl sie über deren Unbequemlichkeit und den für das Vorhaben unpraktischen Charakter mehrfach klagt:

Eine sehr unangenehme Sache ist ferner das Reiten mit den langen Frauenkleidern, denn man muß stets warm angezogen sein, und da schlagen sich die schweren, oft noch vom Regen tiefenden Kleider derart um die Füße, daß man beim Auf- und Absteigen vom Pferde im höchsten Grade unbeholfen ist. Das Schrecklichste aber ist, während der langen Regenzeit auf einer Wiese die Ruhestunde halten zu müssen. Die langen Kleider saugen da auch noch das Wasser vom nassen Grase auf, und man hat dann wirklich oft nicht einen einzigen trockenen Faden mehr an sich (80, vgl. auch 174).

Die Hosen tragende Führerin, die die Autorin gleich nach ihrer Ankunft in Havenfjord trifft, die „wie ein Mann“ agiert, wird als „merkwürdig“ apostrophiert (59) und nicht als mögliches Vorbild akzeptiert. Indem Pfeiffer mit regennassen Röcken reitet und auf Berge klettert, erhöht sie ihren Selbstentwurf als Frau, die mit Widrigkeiten zu kämpfen hat. Sie betont daher stets ihre Weiblichkeit, um das Ungewöhnliche ihres Vorhabens zu unterstreichen. Für den Schiffskapitän „gehörte wahrhaftig viel dazu, eine Frau auf solch eine Reise mitzunehmen“ (45), argumentiert sie, und wenn ihr Führer bemerkt, „daß er noch nie jemanden zu Pferde so weit geführt habe“ (151) wie sie, steigert sich ihre Leistung natürlich in Anbetracht ihres Geschlechts ganz erheblich und betont ihre Einzigartigkeit. So erreicht sie ein hohes Maß an existentieller Authentizität, ein „personal investment“, das im Zentrum touristischen Strebens steht (Knudsen & Waade 2010: 11).

Man kann vermuten, dass aus der Not der strapaziösen Reise nicht nur die Erlebnistiefe hervorging, sondern dass die Beschreibung dieser Kom-

bination von (das Land betreffender) objektbezogener und (das Erleben betreffender) subjektiver Authentizität möglicherweise ihrer Popularität zugute kommt: je ungewöhnlicher und gefährlicher die Reise, desto außerordentlicher ihre Persönlichkeit und desto besser die Verkaufschancen des Buches. Wenn sie sich als Angehörige des ‚schwachen Geschlechts‘ inszeniert, die ihre Rolle in der durch nichts zu erschreckenden Asketin findet,¹² ist das nicht zuletzt eine Vermarktungsstrategie. Dieser Weiblichkeitsentwurf führt sie andererseits auch in ein Dilemma. Denn während sie einerseits ihren Status als Frau stets betont, nimmt sie andererseits das Recht in Anspruch, wie ein Mann die Welt zu erfahren. Ihre bewundernswerte Stärke (als Abenteurer) ergibt sich aus ihrer bedauernswerten Schwäche (als Frau). Ob wir daraus schließen können, dass Ida Pfeiffer, wie es aktuelle Tourismusforschung beschreibt, die Authentizität ihres Erlebens durch besonderen körperlichen Einsatz performativ hervorbringt, oder ob es sich um Schreibstrategien handelt, die die Erinnerung und das Erleben überlagern und prägen, lässt sich nicht zweifelsfrei erschließen. Sowohl das Überbietungsphänomen als auch die mediale Umsetzung und Bewahrung stellen untrennbar zum Tourismus gehörige Merkmale dar.

Ida Pfeiffers Medien

Die traditionelle Tourismusforschung geht von einer Koinzidenz vom Ausbau und der Verfügbarkeit von Verkehrsmedien und dem Anwachsen des Tourismus aus. Im Island des 19. Jahrhunderts können wir natürlich weder Eisenbahnen noch andere moderne Verkehrsmittel, Hotels oder auch nur Hütten für Wanderer finden.¹³ Umso mehr fällt die Hektik auf, mit der die Expedition durchgeführt wird. Ida Pfeiffers Reise besteht aus ständigem Aufbruch (Pelz 1988: 153), aus Eile, Tempo und Ruhelosigkeit: „Ich drang also auf Weiterreise“ (98) lautet ein typischer Satz. Ankommen, Verweilen und Genießen sind ihre Sache nicht: „Seit frühmorgens hatte ich nichts genossen als ein Stückchen Brot und etwas Käse; – dennoch gönnte ich mir nicht die Zeit, erst Kaffee zu kochen“ (92). Nichts ärgert sie mehr als Langsamkeit und Verzögerung, die einen stetigen Streitpunkt mit ihren isländischen Führern ausmachen. „O syrische Eile und Pünktlichkeit!“ ruft sie ironisch aus, „Dich begrüße ich auch hier, beinah am entgegen gesetzten Ende der Welt“ (83). Und sie beschwert sich: „Nichts ärgerte mich stets mehr in Island, als die Langsamkeit und Gleichgültigkeit seiner Bewohner in all ihrem Tun und Treiben. Auf alles, was man begehrt oder wünscht, muß man die längste Zeit warten“ (112). Als „weiblichen Ahasver“ bezeichnet Annegret Pelz die Autorin, was die Ruhelosigkeit gut charakterisiert, doch wenn sie von „Irrfahrt“ spricht (Pelz 1993: 224), verkennt sie die Planung und die

ihren Vorgängern (wie Mackenzie) genau nachgefahrenen Routen. Exakte Zeitangaben strukturieren ihren Bericht, Auflistungen der zurückgelegten Meilen beschließen die Reiseabschnitte (100, 127 und 162). Wenn sie stolz berichtet, wie viele Meilen sie „gemacht“ (100) habe, ähnelt sie den modernen Touristen, deren Ferienwert sich durch Entfernungangaben bemisst.

Als Touristin stellt sich die Autorin auch durch die bevorzugte Wahl ihrer Verkehrsmittel dar (Jehle 1989: 84–94). Innerhalb Islands ist sie auf Pferde angewiesen, doch für die An- und Abreise von Wien über Kopenhagen wählt sie nur aus Geldmangel Segel- anstelle von Dampfschiffen, wie insgesamt die Relation von Zeit und Geld (Habinger 1997: 116) – auch wie beim modernen Touristen – eine ausschlaggebende Erwägung ihrer Reiseplanung ausmacht. Moderne, schnelle Verkehrsmittel sind ihr dabei willkommen:

Der Preis für diese kurze Fahrt von 8 bis 9 Stunden ist entsetzlich teuer; doch werden die übertrieben fordernden Unternehmer bald an den Reisenden durch eine Eisenbahn gerächt, auf der man die Strecke mit viel weniger Zeit- und Geldaufwand zurücklegen können (22).

Sie denkt in Kategorien von Konkurrenz und Wettbewerb, notiert die Pferdestärken des Dampfschiffes und seine Schnelligkeit. Mit der Eisenbahn „flog [...]“ (28) sie von Berlin nach Magdeburg. Ihr Reiseerlebnis wird durch die Verkehrsmittel, die Medien der Fortbewegung, bestimmt, das Tempo ist ein zumindest beachtenswerter Faktor, der auch die Wahrnehmung bestimmt. Denn als das Dampfschiff „viel zu schnell“ (25) durch die Sächsische Schweiz fährt, fällt es schwer, alle Bilder aufzunehmen und zu speichern.

Dem Manko menschlicher Perzeption wird mit einem anderen neuen Medium begegnet, das sich zum stereotypen Accessoire des Touristen schlechthin entwickeln sollte und das Ida Pfeiffer wohl als eine der ersten nach Island mitnimmt: „[m]ein, in einem Kistchen verschlossener Daguerreotyp-Apparat“ (24). Durch dieses technische Hilfsmittel vermag die Touristin, der Bewegung medial Einhalt zu gebieten und weist sich nun gewiss als eine Vertreterin der Modernität aus: das Verfahren, 1837 von Jacques Daguerre entwickelt, war sechs Jahre vor ihrer Islandfahrt in der Pariser Akademie der Wissenschaften erstmals präsentiert worden, und wiederum drei Jahre später, also drei Jahre vor Pfeiffers Abreise, wurde in Wien ein „sogenannte[r] Taschenapparat [...] zum Zusammenlegen, die sich ihrer leichten Tragbarkeit willen zum Aufnehmen von Bildern auf Reisen besonders eignen“¹⁴ vorgestellt. Die Aufnahmen, von denen zwei erhalten sind (Jehle 1989: 71), gelten als die ersten photographischen Wiedergaben der isländischen Natur.

Das Reiseerlebnis wird also durch moderne Medien der Beförderung

beschleunigt und mit Hilfe eines neuentwickelten Speichermediums wiederum arretiert und damit reproduzierbar. Doch nicht nur durch die wenigen Daguerreotypien, sondern vor allem durch die Verschriftung wird die Reise zu einem ‚Medienereignis‘. Pfeiffer wird durch ihre Reiseerlebnisse zur Autorin, die Einnahmen ihrer Autorschaft erlauben ihr weitere Reisen. Gleich nach der ersten Fahrt in den Nahen Osten hat sich die Publikation der Erlebnisse als lukrativ erwiesen (Jehle 1989: 73), fortan dienen die Veröffentlichungen, die schon während der Fahrt durch genaue Aufzeichnungen vorbereitet werden, zur Aufbesserung der Reisekasse für die jeweils folgende Unternehmung. Das Erlebnis wird von seiner medialen Repräsentation durchdrungen und antizipiert nicht zuletzt dadurch typische touristische Aktivitäten des 20. Jahrhunderts. Der Bericht selbst weist eine starke Tendenz zur Selbstinszenierung auf, die einerseits die Konvention des Erhabenen aufruft und zum anderen auf Abenteuer- und ‚survival literature‘ hindeutet.

Ida Pfeiffers Kaffeemühle

Die Reiseberichte der Autorin haben sich zwar gut verkauft, doch die Strategien haben offenbar nicht zu ihrer Beliebtheit beigetragen. Eine zeitgenössische Zeitungskarikatur ist nicht dazu angetan, Ida Pfeiffers Mut zu feiern oder auch nur, sie sachlich zu beurteilen.¹⁵ Ganz eindeutig beabsichtigt der Zeichner, sowohl die Frau als auch die Reisende der Lächerlichkeit preiszugeben, indem das Touristische ihrer Unternehmungen besonders deutlich ausgestellt wird. Er bildet sie mit Attributen wie Teleskop, Henkelkorb und Kaffeemühle ab und will damit wohl die Unvereinbarkeit von Weiblichkeit und Reise- sowie Entdeckungstätigkeit behaupten. Eben diese Inkompatibilität des naturwissenschaftlich motivierten Reisens (Teleskop) mit den heimischen Utensilien (Strickzeug, Kaffeemühle) weisen sie als touristische Hybridfigur aus, die das Eigene in der Fremde nicht missen will und deren Lächerlichkeit durch ihre Geschlechtszugehörigkeit (Kleid, Hut, Korb) eine Steigerung erfährt.

Noch bissiger wirkt der Kommentar in der Bildunterschrift, dessen Unsinnigkeit den ideologischen Charakter der Zeichnung entlarvt. Den der Touristin zugeschriebenen Worten „Lauf nicht vor mir davon“ müsste in logischer Konsequenz ein Satz wie „Hab keine Angst! Ich bin nicht gefährlich“ folgen. Die Unterschrift der Zeichnung hingegen setzt eine Pointe, die dem „Wilden“ das letzte Wort zuspricht und die Lacher auf seine Seite zieht. In der Konfrontation mit seiner ‚Echtheit‘ tritt ihre Präsenz als besonders deplatziert hervor. Inmitten der leeren Landschaft verängstigt und vertreibt sie die ‚Ureinwohner‘, zerstört die Authentizität des Landes und

tritt somit als perfekte Verkörperung der Touristin sowie des pejorativen Tourismus-Diskurses hervor. Die Kombination ihrer Attribute lässt jedes einzelne als unpassend hervortreten, nichts an ihr erscheint echt, ihre Pose ungläubwürdig: Der Karikaturist spricht ihr damit jegliche Authentizität ab. Dieser abwertende Gestus stellt nicht nur eine Visualisierung von Ida Pfeiffer als Ausnahmeerscheinung dar, die Zeichnung setzt voraus, dass die Abgebildete schon im Jahre 1855 als Touristin wahrgenommen wurde. Die Karikatur bezieht ihren Witz aus einem schon damals pejorativ konnotierten Diskurs von der mangelnden Authentizität und fehlenden Unschuld touristischen Erlebens.

Eine gelehrte Reisende.



Ida. Lauf nicht vor mir davon, ich fürchte mich
nicht vor Wilden. 6

Der Inulaner. Aber ich!

NOTEN

- ¹ Pfeiffer 1999: 15. Zugrunde gelegt wurde die orthographisch modernisierte Ausgabe von Gabriele Habinger, die Angabe der Seitenzahlen im fortlaufenden Text nachgewiesen wird. Der Titel der mir leider nicht zugänglichen Originalausgabe lautet: Reise nach dem skandinavischen Norden und der Insel Island, 2 Bde., Pesth, 1846. Eine zweite Auflage erschien 1855, eine Übersetzung ins Isländische 1945. Daneben gab es eine Übersetzung ins Englische (New York, 1852). – Ein anderer Artikel der Verfasserin über Ida Pfeiffers Nordlandreise, der einige identische Passagen enthält, ist erschienen unter dem Titel: „An der Oberfläche des Vulkans. Ida Pfeiffers Islandreise im Jahre 1845“, in Thomas Seiler (Hrsg.): Herzort Island. Aufsätze zur isländischen Literatur- und Kulturgeschichte. Zum 65. Geburtstag von Gert Kreutzer, Lüdenscheid: Seltmann & Söhne, 2005, S. 256–276.
- ² Vgl. Habinger 1997. Eine sehr gründliche, volkskundlich orientierte Studie, die das Leben und die Reisepraxis Pfeiffers zum Inhalt hat, hat Jehle 1989 vorgelegt. Ältere biographische Darstellungen haben veröffentlicht: Lebzelter 1910; Stökl 1920.
- ³ Vgl. Pfeiffer 1850, 1856 und 1861.
- ⁴ Bekannte Reiseschriftstellerinnen im 19. Jahrhundert waren z. B. Otilie Assing, Isabella Bird Bishop, Regula Engel, Ida Hahn-Hahn, Therese Huber, Mary Kingsley, Fanny Lewald, Marianne North, Maria Schuber, Johanna Schopenhauer, May French Sheldon, Flora Tristan, Mary Wollstonecraft. Als die berühmtesten weiblichen Reisenden der skandinavischen Literatur des 19. Jahrhunderts können Fredrika Bremer, Friederike Brun und Camilla Collett gelten. Vgl. auch: Frederiksen 1985: 104–122; Felden 1993. In Bezug auf das nördliche Skandinavien gibt es etliche Arbeiten von Anka Ryall und Heidi Hansson, die auch das Forschungsprojekt „Foreign North. Outside Perspective on the Nordic North“ an der Universität Umeå leitet. Vgl. z. B. Ryall 2004; Hansson 2005 u. 2006.
- ⁵ Es handelt sich um die Nennung des Namens des Dichters und Geschichtsschreibers Snorri Sturluson (1178–1241), als Pfeiffer seine „Badewanne“ in Reykholt sieht (116), und um den Bezug auf eine Sage (nicht Saga!) über eine Räuberhorde (119). Außerdem wird in 10 Zeilen, aber kaum erschöpfend auf die Geschichte von Thingvellir eingegangen (104) und in einem Satz die Geschichte Skálholts angerissen (144).
- ⁶ Dabei handelt es sich um die Ausgabe, die Ida Pfeiffer benutzt hat.
- ⁷ Ihre Kenntnisse werden von ihr selbst allerdings offensichtlich überschätzt, denn meist erntet sie für ihre Anwendung nur Gelächter (157). Wenn die Verständigung reibungslos klappt, ist davon auszugehen, dass die dänische Oberschicht in Reykjavík – Beamte oder Kaufleute – wohl deutsch gesprochen hat (85). Norwegisch versteht sie nach eigenem Dafürhalten „nur sehr wenig“ (190), obwohl die von ihr beschriebenen Storting-Debatten in einer dem Dänischen sehr ähnlichen Sprache vor sich gegangen sein dürften.
- ⁸ Sie scheint die Führer kaum als Menschen wahrzunehmen, denn als sie am Geysir ankommt, erwähnt sie, dass sie ‚allein‘ zurückbleibt und wachen muss, um auf den Ausbruch zu warten, denn ‚einem isländischen Bauern [der offenbar bei ihr war] ist nicht zu trauen‘ (132).
- ⁹ Vgl. die Darstellung der Biographie Ida Pfeiffers z. B. bei Jehle 1989: 19–38. Einer Selbstdarstellung (vgl. Pfeiffer 1861: 18–21) zufolge litt sie in ihrer Ehe unter großer Armut, weil ihr Mann über lange Zeit keine Anstellung als Jurist fand und ihr väterliches Erbe bei einer Bürgschaft verloren hatte. Darin liegt eine Ironie des Schicksals, weil sie ihn aus Standesgründen unter dem Druck der Mutter geheiratet und ihrer Jugendliebe entsagt hatte. Diese biographischen Daten enthalten ‚in a nutshell‘ das Konglomerat an ju-

ristischen, moralischen und ökonomischen Abhängigkeiten, die eine Selbstbestimmung der Frauen des 19. Jahrhunderts verhinderten.

- ¹⁰ „Isländisch“ wird im Text als dem gewohnten „Europäischen“ der dänischen Oberschicht entgegengesetzt entworfen (57), seiner geographischen Zugehörigkeit zu Westeuropa zum Trotz.
- ¹¹ Das betrifft zum einen die sozialhistorischen Gegebenheit der ungleich höheren männlichen Mobilität, aber auch die damit einhergehenden Zuschreibungen und Imaginationen. Vgl. Schülting 1997.
- ¹² Bassnett (2002) arbeitet derartige Selbstinszenierungen in Reiseberichten von Frauen heraus. Sie sieht in der Reise „a means of redefining themselves, assuming a different persona“ (234).
- ¹³ Dass derartige Anstrengungen erst im 20. Jahrhundert unternommen wurden, schildert eindrucksvoll die Arbeit von Marion Lerner. Vgl. Lerner 2010.
- ¹⁴ Eine Notiz in der Zeitschrift *Der Humorist*; zitiert nach Habinger 1999: 280.
- ¹⁵ In *Wiener Telegraph*, VII. Jg., 1855, Nr. 215. Reproduziert nach Habinger 1997: 78.

LITERATUR

- Bassnett, S. (2002). „Travel writing and gender“, in *The Cambridge Companion to Travel Writing*, eds. P. Hulme & T. Youngs, Cambridge: Cambridge University Press, S. 225–241.
- Brenner, P. J. (1989). „Die Erfahrung der Fremde“, in *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*, hrsg. P. J. Brenner, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 14–49.
- Burke, E. [1757] (1990). *A Philosophical Enquiry into the Origin of our Ideas of the Sublime and the Beautiful*, ed. P. Adam, Oxford: Oxford University Press.
- Culler, J. (1988). „The Semiotics of Tourism“, in *Framing the Sign. Criticism and its Institutions*, ed. J. Culler, Oxford: Blackwell, S. 153–167.
- Enzensberger, H. M. [1958] (1964). „Eine Theorie des Tourismus“, in *Einzelheiten I. Bewusstseins-Industrie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 179–205.
- Felden, T. (1993). *Frauen Reisen. Zur literarischen Repräsentation weiblicher Geschlechterrolle nenerfahrung im 19. Jahrhundert*, New York: Lang.
- Foucault, M. (1995). *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp [frz. Original 1966].
- Frederiksen, E. (unter Mitarbeit von T. Archibald) (1985). „Der Blick in die Ferne. Zur Reiseliteratur von Frauen“, in *Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, hrsg. H. Gnüg & R. Möhrmann, Stuttgart: Metzler, S. 104–122.
- Habinger, G. (1997). *Eine Wiener Biedermeierdame erobert die Welt. Die Lebensgeschichte der Ida Pfeiffer (1797–1858)*, Wien: Promedia.
- (1999). „Vorrede“, in Pfeiffer, I. (1999). *Nordlandfahrt. Eine Reise nach Skandinavien und Island im Jahre 1845*, hrsg. und mit einem Vorwort von Gabriele Habinger, Wien: Edition Frauenfahrten Promedia [2. Auflage].
- Hachtmann, R. (2007). *Tourismus-Geschichte*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hansson, H. (2005). „Turisten och det vänliga folket i norr“ [„Der Tourist und das freundliche Volk im Norden“], *Oknytt*, 3–4, S. 5–68.
- (2006). „Bayard Taylor’s *Northern Travel* and the genders of the North“, in *Edda*, 1, S. 18–33.
- Jehle, H. (1989). *Ida Pfeiffer. Weltreisende im 19. Jahrhundert. Zur Kulturgeschichte der Frau*, Münster & New York: Waxmann.

- Knudsen, B. T. & Waade, A. M. (2010). „Performative authenticity in tourism and spatial experience. Rethinking the relations between travel, place and emotion“, in *Re-Investing Authenticity. Tourism, Place and Emotions*, eds. B. T. Knudsen & A. M. Waade, Bristol: Channel View Publishing, S. 1–21.
- Lebzelter, F. F. (1910). *Die österreichische Weltreisende Ida Pfeiffer 1797–1858 mit besonderer Berücksichtigung der naturwissenschaftlichen Ergebnisse ihrer Reisen*, Wien: Winkler & Wagner.
- Lerner, M. (2010). *Landnahme-Mythos, kulturelles Gedächtnis und nationale Identität. Isländische Reisevereine im frühen 20. Jahrhundert*, Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag.
- Mackenzie, G. S. (1815). *Reise durch die Insel Island im Sommer 1810*, Weimar: Verlag des Landes-Industrie-Comptoirs [nach der 2. engl. Ausg. von 1810].
- Middleton, D. (1965). *Victorian Lady Travellers*, London: Routledge.
- Mouchard, C. (1990). „Ida Pfeiffer“, in *Es drängte sie, die Welt zu sehen. Unentwegte Reisende des 19. Jahrhunderts*, hrsg. C. Mouchard, Hannover: Schönbach [frz. Originalausgabe 1987].
- Pelz, A. (1988). „... von einer Fremde in die andere“. Reiseliteratur von Frauen“, in *Deutsche Literatur von Frauen*, 2 Bde., hrsg. G. Brinker-Gabler, München: Beck, S. 143–153.
- (1993). *Reisen durch die eigene Fremde. Reiseliteratur von Frauen als autogeographische Schriften*, Köln, Weimar & Wien: Böhlau.
- Pfeiffer, I. (1850). *Eine Frauenfahrt um die Welt. Reise von Wien nach Brasilien, Chili, Otaheiti, China, Ost-Persien und Kleinasien*, 3 Bde., Wien: Gerold.
- (1856). *Meine Zweite Weltreise*. Erster Teil: London, das Cap der Guten Hoffnung, Singapur, Borneo, Java. Zweiter Teil: Sumatra, Java, Celebes, die Molukken. Dritter Teil: Kalifornien, Peru, Ecuador. Vierter Teil: Vereinigte Staaten von Nordamerika, Wien: Gerold.
- (1861). *Reise nach Madagaskar*. Nebst einer Biographie der Verfasserin, nach ihren eigenen Aufzeichnungen, 2. Bde., Wien: Gerold.
- (1995). *Reise in das Heilige Land. Konstantinopel, Palästina, Ägypten im Jahre 1842*, Wien: Edition Frauenfahrten Promedia.
- (1999). *Nordlandfahrt. Eine Reise nach Skandinavien und Island im Jahre 1845*, hrsg. und mit einem Vorwort von Gabriele Habinger, Wien: Edition Frauenfahrten Promedia [2. Auflage].
- Pratt, M. L. (1992). *Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation*, London & New York: Routledge.
- Ryall, A. (2004). *Odysseus i Skjørt. Kvinnans Erobring av Reiselitteraturen* [„Odysseus im Rock. Die Eroberung der Reiseliteratur durch die Frau“], Oslo: Pax.
- Schülting, S. (1997). *Wilde Frauen, fremde Welten. Kolonialisierungsgeschichten aus Amerika*, Reinbek: Rowohlt.
- Spode, H. (1999). „Der Tourist“, in *Der Mensch des 20. Jahrhunderts*, hrsg. U. Frevert & H.-G. Haupt, Frankfurt a. M. & New York: Campus-Verlag, S. 113–137.
- Stökl, H. (1920). *Die Weltfahrten der österreichischen Reisenden Ida Pfeiffer*, Wien: Österreichischer Schulbücherverlag.
- Sumarliði Ísleifsson (1996). *Ísland. Framandi Land* [„Island. Fremdes Land“], Reykjavík: Mál og menning.
- Urry, J. (1990). *The Tourist Gaze. Leisure and Travel in Contemporary Society*, London: Sage.
- Zienteck, H. (1988). „Ida Pfeiffer: 1797–1858. In Eile um die Welt“, in *Aufbruch und Abenteuer. Frauen-Reisen um die Welt ab 1785*, hrsg. L. Potts, Berlin: Orlando-Frauenverlag, S. 31–47.